



Von unliebsamen Haustieren

Von Cella Förster

Unsere Eltern führten uns schon früh in die Arbeiten der Landwirtschaft ein. Sie legten uns kleine Beschäftigungen im Feld und auch im Stall auf, welche Vater und Mutter entlasteten, von uns Kindern jedoch manchmal größere Opfer verlangten. Das Lehrpersonal zeigte Verständnis dafür und gewährte in besonderen Fällen ein paar Stunden Urlaub. Ich war damals zehn Jahre alt, die Heuernte war in vollem Gange, und Vater hatte mir in der Schule freigelegt, um ein Mutterschwein zu bewachen, das seine neugeborenen Schweinskinder nicht um sich duldet. Meine Aufgabe bestand darin, die kleinen Ferkel vom Kopf der Sau fernzuhalten, welche andernfalls ihre Nachzucht geschnappt und totgebissen hätte. Erst nach mehreren Stunden, so erklärte man mir, wenn die Geburtswehen verklungen wären, würde die Mutter ihre Kinder annehmen.

Die neugeborenen Ferkelchen kauerten sich zusammen und wurden mit Stroh zugedeckt. Ich hockte auf einem Melkstuhl neben dieser „Schweinerei“ und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Dabei hatte ich Muße, alles zu überschauen und zu beobachten.

Zunächst blieb alles still; doch bald vernahm ich ein Piepsen und sah, wie eine Ratte mittlerer Größe über die Eisenstangen des Schweinetrags kletterte und sich dann an dem Futter gütlich tat. Dabei schaute sie ab und zu witternd um sich; aber ich verhielt mich mucksmäuschenstill auf meinem Melkstuhl. Dann näherte sich die Ratte dem Schwein, tänzelte und schwänzelte über dessen Schnauze und Kopf, als ob sie die besten Freunde wären.

Ich kam aus dem Staunen nicht heraus, und doch stieg ein grimmiger Ärger in mir hoch. Wie konnte die Sau nur die Ratte ertragen und ihre eigenen Kinder verstoßen? Immer noch beobachtete ich das Schau-

spiel in banger Erwartung. Dann wurde mir klar, daß die verschriene Ratte, im Grunde genommen, gar nicht so häßlich war. Sie hatte ein glänzendes Fell und blinkende Auglein; nur der lange borstige Schwanz wirkte abstoßend.

Dann schien das Schwein mit der Ratte ein Zwiegespräch zu halten. Hatte es vielleicht vorher geschlafen? Wenn die Ferkelchen durch das Grunzen der Mutter angelockt würden, was sollte ich dann tun? Doch bald hörte ich ein Geräusch vom Hofe her, meine Eltern waren zurück, und die Ratte verschwand im selben Augenblick. Ich war erlöst!



Zeichnung: Helmut Hahn

Eines Tages ging ich von der Schule nach Hause und begegnete im Gäßchen einem rötlich braunen Tier, das, wie mir schien, aus dem Schlund der zerfallenen Aborte kam. Augenblicklich blieb ich stehen; auch das Tier rührte sich nicht. Mir wurde angst und bange! War es etwa ein kleiner Fuchs, ein Marder? Als ich mich immer noch nicht rührte, machte das Tier kehrt und schlich zurück. Ich sah noch seinen langen borstigen Schwanz.

Dann stieg ich schleunigst zum Hofe empor, konnte die Haustür nicht schnell genug aufbekommen und berichtete sogleich von der Begeg-



Zeichnung: Helmut Hahn

nung mit dem sonderbaren Tier, das mich beobachtet und sich dann wieder verkrochen hatte. Vater war sofort im Bilde und erklärte mir die Situation. „Die Tiere sind weit klüger, als wir denken“, sagte er, „und dies war eine alte Ratte, deren Fell sich der Erdfarbe angepaßt hatte.“ In meiner Person hätte die Ratte überhaupt keine Gefahr gesehen.

In den 30er Jahren waren die Schweineställe des Brachter Schlosses teils umgebaut und der Boden mit roten Ziegelsteinen ausgelegt worden. Die kleinen Ausläufe bestanden nicht mehr. Trotzdem kamen die Ratten noch immer in die Schweinetröge fressen, wenn die Tür der Wärme wegen aufblieb oder auch ein Luftschacht offenstand. Die Ratten hielten sich in den uns damals noch unbekannten und tiefer liegenden Abflüssen, die mit dem Schloßhaus verbunden waren, auf. 1956 wurde der untere Schweinestall bereits zum dritten Male als Stall für Zuchtschweine mit Boxen und freiem Auslauf zur Wiese umgebaut. Sicherheitshalber hoben wir den Boden ganz tief aus und stießen dabei auf mehrere durchgehende Abflüsse. In der Tiefe kam eine rote Erde, hierzulande „Jopp“ genannt, zum Vorschein, der also die Darlegung meines Vaters von vor vielen Jahren bestätigte.

1985 wurde in Bracht eine neue Wasserleitung angelegt. Unterhalb des Schlosses mußten die Rohre in den tiefen Keller führen und, trotz aller Erleichterungen, die es heutzutage für schwere Arbeiten gibt, standen wir vor einer harten Arbeit. Sie wurde dadurch erleichtert, als wir zufällig auf einen Abfluß stießen, der, 40 cm breit und 30 cm hoch, durch die dicken Schloßmauern und in den tiefen Keller führte. Es wurden nur einige Steinplatten aufgehoben, und die Verbindung klappte mit der Wasserleitung.

In den 30er Jahren - ich war eben 16 Jahre alt - befaßte ich mich eingehend mit einer Schweinezucht größeren Umfanges. So saß ich denn mal wieder eines Nachts als Hebamme bei einem Mutterschwein und harpte der Ereignisse, die unmittelbar bevorstanden. Das elektrische Licht brannte, es war warmes Sommerwetter, und die untere Schlagtür stand halb offen.

Zwischendurch vertiefte ich mich in die Lektüre eines Buches; rundum herrschte tiefe Ruhe, wenn wir von dem gelegentlichen Gurren der Sau absehen.

Plötzlich huschte es wie ein dunkler Schatten über mein Buch, über meine Hände ein kurzes Streichen. Es war eine Ratte auf dem Wege zum Schweinetrog. Sie trank schlürfend und genüsslich die Milch, die dort übriggeblieben war. Im gleichen Augenblick setzte seitlich von mir, oben in einem zugestopften Schacht, ein vielstimmiges Piepsen ein. Die alte Ratte, die scheinbar gesättigt war, sprang über mich, die Steinplatte hoch, in den zugestopften Schacht. Sofort verstummte dort das Piepsen. Alle meine Sinne waren angespannt, angestrengt lauschte ich hinauf und vernahm alsbald ein leises Schmatzen, als die Rattenmutter ihre Jungen säugte. Hatten sich wieder Ratten bei uns eingenistet? Das durfte doch nicht sein! Das konnte ich nicht zulassen und mußte schnell und energisch eingreifen. Flugs faßte ich eine neben mir stehende Mistgabel und riß mit aller Gewalt das Sackbündel mit seinem ganzen Inhalt aus dem Schacht.

Das ganze Rattenest fiel vor meinen Augen auseinander und klatschte auf den Steinboden. Mit der Mistgabel schlug ich zuerst auf die erschrockene alte Ratte ein, verfehlte aber den Schlag und haute ihr ein Stück Schwanz ab. Mit einem Satz versuchte das rasende Tier, durch den Schacht zu entkommen. Vergebliche Mühe! Meine Reflexbewegung war schneller, und wiederholte Schläge streckten die Ratte tot zu Boden. Die nackten Jungen zapelten über die Steine. Sollte ich sie zertreten? Die roten Leiber ekelten mich an. Dann kam der rettende Gedanke: eine Katze. In der Scheune eilte das zutrauliche Tier auf mein Rufen sofort herbei. Unsere beste Katze brachte ich in den Schweinestall, war aber so erregt, daß meine Hände zitterten. Hatte die Katze es gemerkt? Als ich sie vor den jungen Ratten auf den Boden setzte, duckte sie sich, schaute ängstlich um sich und sprang davon.

Es war das erste Mal, daß ich ein Tier getötet hatte. Ich wollte in der Nacht niemanden aufwecken, mir zu helfen. Auch das Schwerste wollte ich allein tun, um für das Leben zu lernen. Ahnte ich schon, daß das Leben oft Unmenschliches von uns verlangt und man hart zu sich selbst sein muß?

Nach kurzem Zögern ergriff ich einen bereitstehenden Eimer, schaufelte die alte Ratte samt der Brut hinein und leerte den ganzen Inhalt in die Jauchegrube.

Morgens erzählte ich meinen Angehörigen das Erlebnis.

Wenn sommertags mal hin und wieder ein heftiges Gewitter über unser Dorf niederging und sich ein regelrechter Wolkenbruch entlud, dann war das für uns Hofbewohner ein wahrer Segen. Unwetter dieser Art vertilgten weit mehr Ratten als die ergiebigste Rattenjagd. Die Natur kam uns also zu Hilfe. Wenn die breiten Dächer ihre Wasser über den ausgedehnten gepflasterten Hof abschütteten, alles mitschwemmen, sich wie ein Sturzbach ins Gäßchen ergossen und allen Unrat fortspülten, dann war die Gosse gereinigt. Unterhalb auf der Hauswiese, auch in den nahen Gärten, fand man nach einem starken Gewitter überall ertrunkene Ratten, große und kleine, ganze Rattenfamilien mit ihren Nestern lagen neben den Teichen, die vom Wasser überspült worden waren.

Der untere Schweinestall mit den darüberliegenden Getreidelagern muß zu der Zeit, als der Herrnsitz des Landrats in Blüte stand, angebaut worden sein. Dies zeigt der über 1 m dicke Giebel meines früheren Elternhauses. Der Anbau war nur durch zwei höher gelegene Türen vom Wohnhaus aus zu erreichen. Vom Schweinestall konnte man also nicht zum Wohnhaus gelangen; dafür mußte man zuerst einige Stufen steigen und übers Hopfpflaster gehen. So ein Giebel schirmte radikal gegen Ratten ab, und so blieb unser Keller von den Nagern verschont.

Zur Erläuterung soll noch gesagt werden, daß der alte Schweinestall fünf kleinere Ställchen enthielt, und darüber befand sich eine Remise für das notwendigste Arbeitsgerät. Über jedem Ställchen war ein Mauer-schacht, der je nach Jahreszeit zugestopft wurde.

Zur Einrichtung der landwirtschaftlichen Betriebe zu damaliger Zeit soll noch folgendes bemerkt werden. Alle Tierstallungen, gleich welcher Art, waren mit den nötigen Mauer-schächten versehen; zudem waren in jedem Stall eine oder sogar mehrere kleine oder auch größere Jauchegruben angelegt, die meist hinter der Tür ihren Platz hatten. War die Grube gefüllt, so lief die Jauche einfach zu dem nahen Misthaufen ab, oder es bestand auch ein Überlauf zu einer zweiten größeren Grube. Wie oft wird wohl ein neugeborenes Kälbchen in der Jauche umgekommen sein! Hier wird jeder Leser sich der Verbesserung der heutigen Betriebe bewußt werden. Was würde ein Jungbauer des ausgehenden 20. Jahrh. zu dieser Betriebsweise sagen?

Die Getreidelager wurden zu der Zeit erbaut, als man sich auf Getreide umstellte und die Heideflächen allmählich rodete. Auf der langen, großen Scheune arbeiteten die Dorfbewohner für den Lehnsherrn, den Schloßbesitzer. Jede Familie hatte dort Platz für Roggen oder auch anderes Getreide. Einen Heuboden hatten die meisten Bauern am eigenen Hause.

Während des Winters waren dann mehrere Bauern auf der Scheune beschäftigt. Sie tauschten ihre Erlebnisse und Beobachtungen aus. Aber auch die Ratten suchten die Getreidespeicher heim, sie kannten keine Gefahr, besonders wenn sie in Überzahl auftauchten. Waren die Tiere gesättigt, kehrten sie zu ihrem Hauptaufenthaltort, dem Gäßchen, zurück; denn dort gab es immer genügend Wasser, ohne das die Ratten nicht leben können.

Das Land wurde nicht genutzt wie heute, in den Dörfern gab es noch Schafherden, und bis in die 30er Jahre beherrschte vor allem der Ginster die Abhänge der Felder. In Bracht wurde 1930 die erste Molkerei aufgemacht, die dann später in eine Gemeinschaftsgefrieranlage umgeändert wurde und heute noch diesem Zwecke dient. Es war die erste Einrichtung dieser Art in unserer Gegend, und dieses Ereignis wurde

damals in der Gastwirtschaft Oly mit Brötchen und Getränken gebührend gefeiert. Es ist noch schriftlich nachzuweisen, daß am ersten Tage, als die Molkerei in Betrieb genommen wurde, der „dickste“ Bauer, der neun Kühe besaß, 30 Liter Milch ablieferte.

Rattenjagden wurden jährlich vier bis fünfmal von zehn bis fünfzehn jungen, starken Männern des Dorfes abgehalten. Zum Schutz trugen die „Jäger“ festes Schuhzeug, meistens auch Gamaschen, und hatten einen Schurz aus Sackleinen vorgebunden. Jeder war mit einer Mistgabel, einem Spaten oder auch einem abgenutzten Birkenbesen bewaffnet. Es fehlte auch nicht an dicken Knüppeln. Gabeln waren eigentlich nicht so handlich, die Tiere plattzuschlagen; denn oft lief die angestochene Ratte weiter. Jeder Schlag mußte sitzen, so daß bei jeder Jagdpartie etwa 30 bis 40 Ratten zur Strecke gebracht wurden.

Vor dem Treiben wurden die Schweine aus den Ställen in die anliegenden Gehege getrieben, wo die Tiere, die übrigens unzureichend gefüttert wurden, den Boden nach Wurzeln und Gewürm durchwühlten.

Hunde waren von der Rattenjagd ausgeschlossen. Kinder und Zuschauer wurden auch nicht zugelassen; denn es ging sehr grausam zu.

Es war einfach schaurig! Mit stumpfen Birkenbesen wurden zunächst die kleinen Ausläufe geleert, dann anschließend mit aller Gewalt auf die flüchtenden Ratten in der Gosse eingeschlagen. Kleine Tiere, verletzte und zerquetschte Tiere versuchten haufenweise aus den Kanälen zu entkommen. Die Außenmänner konnten nur wehren, daß die Ratten sie nicht ansprangen, besonders die älteren, welche einer solchen Schlacht schon mal entkommen waren, wurden den „Jägern“ besonders gefährlich. Angst war sowohl auf seiten des „Wildes“ wie auf seiten der „Jäger“.

Es war eine aufregende und grausame Angelegenheit, und jeder Teilnehmer war froh, wenn die Schlacht erfolgreich beendet war. Die Männer waren von den Strapazen und der Spannung überfordert. Nach dem Gefecht legten sie die schmutzige Kleidung und das grobe Schuhzeug ab, wuschen sich im Backhaus die Hände, um dann ein Gläschen Schnaps zu trinken. Dabei kam die „Jagdpartie“ nochmal bis zu allen Einzelheiten zur Geltung.

Mit dem Umbau des Schweinestalls am Brachter Schloß in den 30er Jahren nahmen auch die Rattenjagden ein Ende. Das passende Milieu ging den schädlichen Nagern verloren, und sie verzogen sich. Besonders,



Zeichnung: Helmut Hahn

als nach dem Kriege die abbruchreifen Aborte beseitigt wurden, war es mit dem Rattendasein endgültig vorbei. Trotzdem kommt es vor, daß nach einem heftigen Gewitterregen, der die Kanalisationen gründlich durchspült, man ab und zu eine tote Ratte unten am Teich findet.

Wenn auch heutzutage frühzeitig, sogar vorbeugend, an günstigen Stellen Gift ausgelegt wird, wird es dem Menschen trotzdem nicht gelingen, die kulturfolgenden Ratten auszurotten.

Am „Sanderberg“

Im Frühjahr 1946 zwangen uns die Umstände, aus dem Elternhaus aus-zuziehen. Wir mieteten deshalb ein bescheidenes Häuschen mit einer kleinen Stallung am „Sanderberg“. Die Brachter Einwohner hatten die Flur nach dem früheren, im 18. Jahr-hundert dort wohnenden Alexander (Sander) von Montigny benannt.

Hier hielt mein Mann zwei Pferde für ein kleines Holzfuhrunternehmen. Die Arbeit, die jedoch einen ausrei-chenden Verdienst abwarf, bestand darin, das durch Kriegseinwirkung zerschlagene Holz aus der „Großen Hardt“ nach dem Reulander Bahn-hof zu transportieren.

Da wir als Anfänger in das Unterneh-men einstiegen, kauften wir das Pferdefutter nach und nach, so wie wir es brauchten. Den Hafer lagerten wir auf dem niedrigen Speicher. Die Preise waren in der damaligen Nachkriegszeit doch recht hoch. Das Heu bezahlte man 2,50 BF das kg, und der Hafer kostete 5,50 BF. Die Bauern mußten noch Butter ablie-fern, und auf dem Schwarzmarkt kos-tete sie 120,- BF das kg.

Mäuse und Ratten nisten sich mit Vorliebe in alleinstehenden Häusern im Felde ein, und so schafften wir uns vorsorglich eine gute Katze an, die stets auf Jagd war und deshalb auch immer zerkratzte Augen hatte. Unserem Haus gegenüber hatten die Geschwister Threis eine neue Feld-scheune erbaut, wo im Winter auch Rinder eingestellt wurden, die wäh-rend der guten Jahreszeit auf der Weide waren. Dann wurde die Stal-lung gründlich gereinigt, der Heuboden gefegt und von Spinnweben gesäubert.

Auch die Feldscheune nebenan wurde im Frühjahr 1947 einer sorg-fältigen Toilette unterzogen, so daß für unnützes Getier keine Bleibe mehr war. Trotzdem hatten wir ab und zu eine Ratte über die Wiese zum nahen Teich laufen sehen. Das

leere Gebäude war natürlich ein schlechtes Kosthaus für die Nager, die dann, problemlos zu uns über-wechselten. Durch ein kleines Gie-belfenster unterm Hausdach bezo-gen sie unseren Speicher, wo es Fut-ter in Hülle und Fülle gab.

Eines Nachts hörten wir das Trippeln von vielen kleinen Füßchen über unserer niedrigen Schlafzimmer-decke. Am nächsten Morgen erstieg ich die schmale Treppe zum Spei-cher, hob die Falltür über meinem Kopf in die Höhe und sah - wie erwar-tet - eine Schar Ratten durch das Giebelfenster verschwinden. Hier mußte Nachschau gehalten werden. Der Hafer war rundum im Kreise zer-nagt, und der Kot lag überall zwi-schen den Körnern. Daneben stand ein Kinderwagen mit alter Wäsche; auch dort sprangen die Ratten her-aus. Die Wäsche hatten die Nager ausgefranst und schon für bevor-stehende Ereignisse die Nester zurechtgemacht. Ich war entsetzt! Damals hielt ich jeden Lappen in Ehren.

In den nächsten Tagen verweigerten die Pferde den Hafer, sie schnupper-ten nur daran herum und rümpften die Nüstern.

Weil wir das Heu im einzelnen und den Hafer mit 100 kg kaufen mußten, durften wir auf keinen Fall noch Getreide auf dem Speicher lagern. Tags darauf kehrte ich den Speicher, füllte den Rest Hafer in einen Sack, den mein Mann dann an die Pferde verfüttern wollte. Doch die Tiere rührten das Futter nicht mehr an. Auch einen Rest Heu aus der Scheune von nebenan fraßen sie nicht.

Es mußte eine andere Lösung ge-sucht werden, und die fanden wir auch. Die Pferde kamen herunter ins Dorf in Großvaters früheren Pferde-stall. Tante Bäbi war die einzige Per-son, die noch auf dem alten Hofe Maraite lebte. Dort stand ein großer steinerner Behälter mit Deckel, so daß die Tiere gutes Futter bekamen. Den Sanderberg hatten wir leerge-fegt. Ratten wollten wir nicht füttern, und trotzdem fütterten wir sie. Nachts hörten wir, wie sie über den Speicher jagten. Als ich dann Nach-schau hielt und die Klapptür über meinem Kopf beiseite schob, hörte ich ein Huschen und Quietschen. An einem Dachbalken hing ein halbtrok-kenes, zerfetztes Schaffell, woraus einige ratten das Weite suchten. Es schien, als ob sie andere Artgenos-sen zu Hilfe riefen. In einem Augen-blick saß der Balken über mir voller Ratten, die das Fell sträubten und einen Buckel zum Sprung machten. In einer Reflexbewegung schlug ich

den Deckel über mir zu; ich war wie gelähmt vor Schrecken.

Nachdem unsere Pferde und ein Schweinchen, das wir für den Winter mästeten, in Großvaters Stall Unter-kunft gefunden hatten, waren die Räume am Sanderberg leer. Nicht für lange. Die Ratten bezogen den Raum, saßen in den hölzernen Krip-pen und knabberten die letzten Fut-terreste weg. In den Taschen der Stallkleidung suchten sie Unter-schlupf und bauten dort ihre Nester. Ängstlich hielten wir die Türen ver-schlossen. Wir griffen zu den ärgsten Mitteln und legten überall Gift aus. Es war ein wirksames Mittel. Wir streuten es abends überall aus, in Stall und Scheune, auf den Mauern und Balken, auch der Speicher wur-de reichlich damit bedacht. Sogar rings ums Haus legten wir Gift aus. Die Wirkung war verblüffend. Schon am nächsten Tag sah man keine Ratte mehr in Stall und Scheune, auch kein Nagen war zu hören. Hat-ten die Ratten sich verflüchtigt?

Später suchten wir unsere brave Katze. Wir fanden sie endlich unterhalb unseres Hauses am Bach: sie trank und trank von dem kühlen Wasser. Ich nahm sie auf meinen Arm; sie rührte sich nicht. Ihr Bauch war zum Platzen angeschwollen. Ich setzte sie wieder ab und sprach ihr gütlich zu; sie reagierte nicht: sie trank nur immerfort.

Nachmittags putzte ich den Haus-flur. Als ich das Wasser zur Tür hinausfegte, torkelte eine Ratte auf die Wasserlache zu. Sie schlürfte das Wasser in sich hinein und schaute mich mit ihren fiebrigen Äuglein so vorwurfsvoll an. Dann schleppte sie sich ein Stück durch den Hof, fiel um und wand sich in Qualen.

Mein ganzes Handeln tat mir weh; aber auch hier mußte ich dem leiden-den Tier einen schmerzlosen Tod be-reiten. Zu welch harten Methoden werden wir Menschen oft im Leben gezwungen!

Nach dieser Radikalkur mußten wir für einige Zeit den Sanderberg und unsere Wohnung verlassen. Es war Hochsommer. Der Gestank der ver-wesenden Ratten war nicht zu ertra-gen, und wir konnten die Tiere nicht so schnell finden; denn sie hatten sich vor dem Verenden in alle nur denkbaren Schlupfwinkel verkro-chen.